



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

feinen Darstellungen vertrauen, so denke, daß du es mit dreien zu thun hast, mit dem Gegenstand und zwei Subjekten" (Hempel, 911), ferner: „Es gehört eine eigne Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinnsten zu unterscheiden, die sich denn doch auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen" (drängen, 933), oder „Ist es der Gegenstand, oder bist du es, der sich hier ausspricht?" (934). Endlich ganz lehrsaßartig: „Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist!" (916).

Wer aber hier der eigentliche Entdecker ist, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht ist es diesmal ein Engländer, nämlich, soviel ich weiß, Hume, dem einst ein öffentlicher Vorgang bei einem Straßenauflauf ganz anders erzählt wurde, als er ihn wahrgenommen hatte, und dem dann auf seine Gegenvorstellung, daß er ja selbst von seinem Fenster aus mit zugehört habe, der Erzähler entgegnete: „Und ich habe unmittelbar dabei gestanden." Wem das begegnet ist, der konnte füglich an der „Gewißheit der Geschichte" zweifeln, und dies wäre dann der Gegenstand Goethes mit seinen zwei Subjekten!

Wieder etwas andres, und zwar etwas von ganz allgemeinem Interesse. Woher nahm Bismarck das jetzt so viel gebrauchte Wort: wir Deutschen fürchten Gott usw. oder, da er es vielleicht selbst nicht gewußt haben mag, wer hat es zuerst oder doch vor ihm gebraucht? Ich erinnere mich einmal in einem Aufsatze zahlreiche Stellen aus neuern deutschen Dichtern zusammengetragen gefunden zu haben, durch die Bismarck darauf geführt worden sein sollte. Aber sie lauteten alle nur ungefähr so, keine gab diese epigrammartige Fassung. Auf die Quelle führt hier Carlyle in seiner Ausgabe von Cromwells Reden. Cromwell spricht an einer Stelle von seinen gewappneten Reitern, den gottesfürchtigen Ironsides, die nie geschlagen wurden (Speech XI). Die erste Auflage der Reden erschien 1845. Aber schon in den Vorlesungen über Heroentum (1840) sagt Carlyle bei demselben Anlaß wörtlich: Men fearing God and without any other fear. Carlyle selbst könnte also den Satz in dieser Fassung zuerst geprägt haben. Nun kommt noch die Anwendung auf uns Deutsche hinzu, und daß die beiden großen Männer, Bismarck und Carlyle, einander nahe standen, ist bekannt.



## Litteratur

Die Kirche Deutschlands unter den sächsischen und fränkischen Kaisern. (Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. 3.) Von Albert Hauck. Leipzig, F. C. Hinrichs, 1896

Die Weltgeschichte ist überall interessant. In keiner Periode ist sie leer von Gestalten und Bewegungen, die den Historiker zu fesseln und zu dem Versuche neuer Darstellung und Beurteilung zu reizen vermögen. Aber wie sich hier und da Höhen aus dem ebenen Lande erheben, so trifft das forschende Auge auf Zeiten, die nach einer gleichmäßigen, ruhigen Entwicklung Umwälzungen und Kämpfe bringen und damit fesselnde Persönlichkeiten in reicherer Fülle; denn diese leiten die allgemeinen Bewegungen in das Bett, wo sie sich einen Weg bahnen können.

Der dritte Teil von Haucks großem Werke über die Geschichte der deutschen

Kirche zeigt uns in seinen beiden Büchern neben einander eine solche Periode mehr stetiger Entwicklung und eine der heftigsten Kämpfe. Das sechste Buch behandelt die Konsolidierung der deutschen Kirche im zehnten Jahrhundert. In der Verfassungsgeschichte vollzieht sich hier unter den Ottonen im Gegensatz zu den neu erstandnen Stammesherzogtümern die enge Verknüpfung der königlichen und der bischöflichen Gewalt: der König übernimmt die Investitur, die Bistümer entwickeln sich zu fürstlichen Territorien, ihre Leiter werden die zuverlässigsten Lehnsleute des Königs. Die Möglichkeit der Bildung einer selbständigen deutschen Nationalkirche aber scheitert an der die Zeit allzu mächtig beherrschenden Idee von der Bedeutung des Papsttums, die den Blick der deutschen Könige auch wieder auf Italien lenkt. Auch der in großartigem Stil begonnenen Missionsarbeit Deutschlands in dem ganzen Ländergebiet im Osten des Reichs von Schleswig bis nach Ungarn wird durch die Ablenkung des Interesses der Könige auf den Sünden der Boden entzogen. Endlich ist wichtig für diese Periode die beginnende Reform des Mönchtums, besonders unter lothringischem Einfluß. So bilden sich hier die Mächte in bestimmten Beziehungen zu einander aus, die an den Kämpfen des nächsten Jahrhunderts teilzunehmen berufen sind: Königtum und Papsttum, Episkopat, Landesfürsten und Mönche.

Das siebente Buch stellt uns dann die widerstrebenden Mächte in wechselvollem Streit begriffen dar: erst das noch anwachsende Übergewicht des Königtums in der Kirche, dann den Bruch dieser Übermacht durch Rom. Unter Heinrich II. schreitet die Entwicklung der bischöflichen Territorialgewalt und die enge Unterordnung des Episkopats unter die Krone noch fort. Die Bedeutung des Mönchtums, das jetzt von den kluniacensischen Gedanken ergriffen wird, wächst; auch die Äbte werden Fürsten. Die kirchliche Reformbewegung vertieft nun das Interesse des Königtums an den Verhältnissen in Rom. Der Umschwung aber tritt ein, indem das von Heinrich III. gedemütigte, alsbald aber neu aufstrebende Papsttum in Leo IX. die Regierung der Kirche wieder in die Hand nimmt. Nach Heinrichs III. zu frühem Tode wird der Kampf unvermeidlich; hinter den früher nur leere Worte darstellenden Ansprüchen Roms steht jetzt eine wirkliche Macht. Der Gegensatz wird auf die Spitze getrieben, indem Hildebrand den Forderungen die über das mögliche Ziel hinausgreifende Fassung giebt: Weltherrschaft Roms! In dieser allzu hohen Spannung der Ansprüche liegt schon das Ergebnis: nach lange schwankendem Kampfe unterliegt Gregor. Dem Papsttum nach ihm macht jedoch das Zurückschrauben der Forderungen auf ein erreichbares Ziel und der vom Mönchtum noch genährte kirchliche Zwiespalt in Deutschland einen halben Sieg im Wormser Vertrage möglich.

Die hier angedeuteten Bewegungen sind es, die Hauck im dritten Bande seiner Geschichte der deutschen Kirche ausführt. Er giebt uns damit ein neues Stück zu dem Werke, das nicht nur den Dank unsrer Historiker oder gar bloß der Theologen unter ihnen verdient, sondern aller, die überhaupt für das Geistesleben unsers Volkes Interesse haben. Das Buch ist ein glänzendes Beispiel dafür, daß wir noch Gelehrte haben, die die größte Wissenschaftlichkeit mit erquickender Klarheit der Darstellung zu verbinden wissen. Man kann beim Lesen ganz vergessen, worauf uns die Anmerkungen nur immer wieder hinweisen, auf welcher erstaunlichen Quellenkenntnis das Werk beruht, und welche Arbeit an Prüfung und Sichtung der Quellen dem eigentlich darstellenden Schaffen hier vorausgehen mußte. Aber ein so lebensvolles, klares, nach großen Gedanken geordnetes und doch mit so vielen kleinen Zügen ausgestattetes Bild kann eben nur eine Hand geben, die erst mit schärfster

Sorgfalt daß, was geschichtliche Wahrheit ist, von dem Zweifelhafteu oder Unhaltbaren geschieden hat.

Welche Stellung Hauck der viel umstrittenen Frage gegenüber einnimmt, ob die großen Zeitströmungen oder die großen Menschen das Entscheidende in der Geschichte sind, wissen die, die die ersten Bände seines Werkes kennen. Man darf wohl sagen, daß er jedes falsche Extrem hier vermeidet. Einen Wegweiser giebt er uns selbst mit folgenden Worten, die eines der Kapitel des dritten Bandes beginnen (S. 516): „Für die Entwicklung der Menschheit sind persönliche Beziehungen nicht entscheidend. Denn stärker als die Persönlichkeiten sind die Ideen, von welchen die Allgemeinheit beherrscht wird, ist die Macht der Verhältnisse, die die Personen fesselt. Aber ungemein tief greifen doch stets die persönlichen Beziehungen in den Gang der Entwicklung ein.“ Wenn sich Hauck diesen Worten entsprechend immer auch die Darstellung der Bildung von Ideen und zwingenden Verhältnissen zur Aufgabe macht, die die bedeutenden geschichtlichen Ereignisse herbeiführen, das schönste an seinem Werke sind doch — und darin werden ihm wohl augenblicklich wenige gleichkommen — die Bilder, die er uns von den Gestalten zeichnet, die bestimmend in die Geschichte eingreifen oder als typisch oder charakteristisch für ihre Zeit gelten können, so, um nur einige Beispiele zu geben, die Schilderungen Nathers von Büttich, des „Genies der Reflexion,“ des phantastischen Adalbert von Bremen und Hildebrands in seiner ganzen Übermenschlichkeit und doch auch wieder so greifbaren Menschlichkeit.

Handbuch der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. 1. Das Altertum. 30 Bogen mit 359 Abbildungen im Text und 4 Farbendrucke. Leipzig, G. A. Seemann, 1895. 2. Das Mittelalter. 35 Bogen mit 363 Abbildungen im Text und 3 Farbendrucke. Leipzig, 1895. 3. Die Renaissance in Italien. 41 Bogen mit 319 Abbildungen im Text und 1 Farbendruck. Leipzig, 1896. [Der 4. (Schluß-)Band ist nach einer Mitteilung der Verlagsbuchhandlung so weit gefördert, daß er noch im Jahre 1896 erscheinen wird.]

Für die frisch und stolz aufblühende Wissenschaft der Kunstgeschichte war es ein schwerer Schlag, als vor nunmehr fünf Jahren ihr eigentlicher Begründer, Anton Springer, starb. Mit ihm war das anerkannte Haupt aller wissenschaftlichen Anhänger der Kunstgeschichte dahingefunten, der vereinigende Mittelpunkt für die deutschen und auch für die ausländischen Fachbestrebungen verloren gegangen, und die Jahre, die seitdem verstrichen sind, haben, so wertvolle Förderung sie auch für die Wissenschaft gebracht haben, doch das Fehlen des alles überragenden, alles überschauenden geistigen Führers schmerzlich empfinden lassen. Um so sorgfamer gilt es das Erbe, das er uns hinterlassen hat, zu pflegen, um so eifriger heißt es darauf bedacht sein, daß die Kunstgeschichte nicht zum Tummelplatze, wenn auch handwerklich tüchtiger, so doch beschränkter Spezialisten herabgewürdigt, sondern in ihrer großen Bedeutung für die allgemeine Kulturentwicklung der Menschheit erfaßt und behandelt werde, und daß sie auch nicht den Zusammenhang mit dem großen, stetig wachsenden Kreise der Kunstfreunde außer Augen lasse, die für gelehrte Studien nicht die erforderliche Muße, für die Kunst selbst aber ein warmes Herz haben. Gerade auf die Thätigkeit in dieser Richtung hat Springer stets großes Gewicht gelegt; für seine frühere Zeit wissen seine rheinischen Freunde davon zu erzählen, wie die hinreißende Kraft seiner Beredsamkeit fruchtbringend auf die weitesten Kreise wirkte, und als ihn in den spätern Jahren seine Krankheit nur noch an die engere Schar seiner studentischen Zuhörer sich zu wenden erlaubte, da keimte in ihm der Plan, ein gemeinverständliches und doch auf den neuesten Errungenschaften fußendes

Handbuch der Kunstgeschichte zu schreiben und auf diese Weise einen Ersatz zu bieten. Es waren kleine Anfänge, mit denen er begann. E. A. Seemann, der lange Zeit fast allein unter den Buchhändlern Deutschlands eine wissenschaftliche Pflege der Kunstgeschichte gefördert hatte, war auf Springers Anregung dem Plane näher getreten, die zahlreichen Holzschnitte, die er zur Illustration der verschiedensten Veröffentlichungen hatte anfertigen lassen, planmäßig zusammenzustellen und als „Kunst-historische Bilderbogen“ auf den Markt zu bringen. Sie sollten durch ihren wohlfeilen Preis die Kenntnis der wichtigsten Kunstwerke in die weitesten Kreise tragen und zugleich beim Unterrichte, wenn die Beschränktheit der Mittel die Anschaffung wertvollern Anschauungsmaterials verbot, das Wort des Lehrers beleben. Man konnte damals noch nicht ahnen, welche Umwälzungen im Illustrationswesen die Photographie in kürzester Frist hervorrufen würde, und so war das Erscheinen der Bilderbogen ein Ereignis, das allerorten mit der lebhaftesten Freude, ja mit Begeisterung begrüßt wurde und ohne Zweifel auch großen Nutzen geschafft hat. Zu diesen „Bilderbogen“ nun schrieb Springer als Erläuterung ein „Textbuch“ (Leipzig, 1879), und zwar ohne Nennung seines Namens, um die Wirkung und die Tauglichkeit der Schrift desto besser prüfen und beurteilen zu können. Der Erfolg war derart, daß er bei der bald nötig werdenden zweiten Auflage mit seinem Namen hervortrat, womit er freilich nur die überraschte, die der Kunstwissenschaft fern standen; denn jedem Kundigen war es von vornherein offenbar gewesen, daß ein mit so meisterhafter Beherrschung des Stoffes geschriebener Leitfaden niemand anders als Springer zum Verfasser haben konnte. Doch beruhigte er sich nicht bei der äußern Anerkennung, die ihm zu teil wurde; es drängte ihn, sein Werk zu vertiefen und an Stelle eines immerhin auf mehr oder weniger zufällig zusammengebrachtem Material sich aufbauenden Textbuches ein allen Anforderungen der Wissenschaft genügendes Handbuch der Kunstgeschichte zu verfassen. Das veröffentlichte er 1889 als dritte Auflage des Textbuchs ungefähr in doppeltem Umfange unter dem Titel „Grundzüge der Kunstgeschichte,“ indem er dabei für die ihm ferner liegende Antike die Sachkunde seines Freundes Adolf Michaelis in Straßburg zu Rate zog.

Damit hatten wir endlich das, was uns so lange gefehlt hatte; jetzt war dem Belehrung suchenden Publikum ein Buch geboten, worin es wirklich dem Wesen der Kunst und der wahren Erkenntnis ihrer Geschichte näher geführt wurde. Aber auch der Fachmann konnte genug daraus lernen; viele, die sich der Kunstgeschichte näher zuwandten, haben es oft und gern zur Hand genommen und sich an dem großen Zuge, der das Ganze beherrscht, erbaut, selbst wenn sie hie und da auf Grund genauerer Einzelstudien anderer Meinung waren. Aber die geplante völlige Lostrennung des Werkes von den „Kunsthistorischen Bilderbogen“ sollte Springer nicht mehr erleben; diese hat die Hand seines Sohnes, wiederum unter der Beihilfe des Straßburger Freundes, vollzogen, und so liegt nun die vierte Auflage in völlig neuer und doch das gute Alte treulich wahrer Form vor. Aus dem kleinen Textbuche in Oktav sind vier Quartbände geworden, in die die Abbildungen an den geeigneten Stellen eingefügt sind, doch so, daß man einen Teil der unbrauchbar gewordenen Altschees aus der Sammlung der „Bilderbogen“ beseitigt und eine beträchtliche Zahl neuer, meist auf photographischem Wege hergestellter Abbildungen hinzugefügt hat. Der Wert der „Bilderbogen,“ der ursprünglichen Quelle, ist hierdurch nicht vermindert, sie werden ihre Bedeutung und Brauchbarkeit in den oben angegebenen Fällen, innerhalb gewisser Grenzen, behaupten und sollten eigentlich durch Ergänzungslieferungen zeitgemäß fortgeführt werden. Das

Lehrbuch selbst aber hat wesentlich gewonnen und wird in dem neuen, vornehmeren Gewande seine Anziehungskraft in höchstem Maße geltend machen.

Daß das Buch die Frucht jahrelanger Arbeit ist, geht schon aus der bisherigen Darlegung hervor. Es stellt sich aber auch auf jeder Seite, in jeder Zeile als das abgeklärte reife Werk eines auf der vollen Höhe stehenden Meisters dar. Alles Nebensächliche ist übergangen oder höchstens gestreift und angedeutet, die Hauptentwicklungszüge dagegen werden um so klarer und anschaulicher vorgeführt. Gerade in der freien übersichtlichen Verarbeitung umfangreichen Materials und in der Schilderung der treibenden Kräfte und der allgemeinen Grundbedingungen und Voraussetzungen einer jeden künstlerischen Periode steht Springer unerreicht da. Mit sicherem, unbefangnem Blicke weiß er stets den besondern Eigentümlichkeiten der verschiedenen Kunstströmungen und jeweiligen Kunstanschauungen gerecht zu werden. Dabei ist die Darstellung durchweg fesselnd, und oft erhebt sie sich von einfacher Auseinandersetzung zu warmer Begeisterung. Daß die neuesten Forschungen berücksichtigt sind, ist selbstverständlich; zahlreiche Eintragungen, die sich in dem Handexemplar des Verfassers fanden, konnten benutzt werden; doch haben die neuen Herausgeber nur das allernotwendigste geändert und so wenig als möglich umgestaltet.

Durch die hingebende Arbeit aller Beteiligten ist ein Werk geschaffen worden, das allen gebildeten deutschen Familien aufs wärmste empfohlen werden kann.

H. E.

Tagesfragen von Eduard von Hartmann. Leipzig, Hermann Haacke, 1896

Die ersten fünf von diesen sieben, wenn wir nicht irren, sämtlich schon in der Gegenwart veröffentlichten Aufsätzen betreffen das Verfassungsleben des deutschen Reichs und gehen von dem Grundgedanken aus, daß keineswegs die Gefahr einer Plutokratie, sondern im Gegenteil die der Demokratisierung des Volkes und des Staates drohe, und daß dieser hauptsächlich durch eine Reform der Volksvertretung entgegengearbeitet werden müsse. Wir glauben nicht an die Gefahr in dem Sinne, wie sie der Verfasser versteht. Eine gewisse Demokratisierung der Gesinnung und der Sitten ist allerdings schon längst im Gange, aber gegen die hilft keine Änderung des Wahlrechts; dagegen könnte nur die Abschaffung der Eisenbahn und der Verkehrsmittel und eine durchgreifende Änderung des Erwerbslebens helfen. Die andern Aufsätze betreffen die Jungferfrage, den Zweikampf, das Spiel, pädagogische, philosophische und ästhetische Fragen und enthalten viel geistreiche und nützliche Gedanken, denen wir größtenteils beipflichten.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig